digen Olymp“ empfängt. — „So müssen endlich Aufgeklärte und Unaufgeklärte sich die Hand reichen, die Philosophie muß philosophisch werden und das Volk vernünftig, und die Philosophie muß mythologisch werden, um die Philosophen sinnlich zu machen. Dann herrscht ewige Einheit unter uns. Nimmer der verachtende Blick, nimmer das blinde Zittern des Volks vor seinen Weisen und Priestern. Dann erst erwartet uns gleiche Ausbildung aller Kräfte, des Einzelnen sowohl als aller Individuen. Keine Kraft wird mehr unterdrückt werden, dann herrscht allgemeine Freiheit und Gleichheit der Geister! — Ein höherer Geist vom Himmel gesandt, muß diese neue Religion unter uns stiften, sie wird das letzte, größte Werk der Menschheit sein.“

k) Geschichtsphilosophisches.

Die soziale Wendung: „und Kronen blühen für jede Tugend“ aus der Diotimarede führt zu dem Begriffe des Programmes: „allgemeine Freiheit und Gleichheit der Geister“. — „Kommunismus der Geister“ ist ein Bruchstück Hölderlins überschrieben, das die Disposition und den Anfang der Ausführung eines philosophischen Dialogs enthält, in dem, ähnlich den Grundlagen der neuen Mythologie im Systemprogramm, ähnlich aber auch den früheren Betrachtungen Conz' über Christentum, Stoizismus und Kritizismus, die gemeinschaftlichen Wahrheitsgrundlagen von Christentum und „Wissenschaft“ gefunden werden sollen. Daß Religion und Wissenschaft, die in den Mönchsorden vereinigt waren, auseinandergefallen sind, infolge der „wissenschaftlichen Kritik unserer Zeiten, die der positiven Spekulation vorausgeeilt ist“, soll nicht mehr beklagt werden; „es handelt sich drum zu helfen, im Vertrauen auf jene Einheit, die jeder, der die Menschheit kennt und liebt, wünscht und ahnt, ihr eine großartige, würdige, selbsttätige Existenz zu schaffen“.

Die künftige Volkserziehung soll also, wie früher durch die Mönchsorden, durch einen besonderen Stand, in dem Glauben und Wissen vereint sind, vertreten werden: „Seminare und Akademien unserer Zeit. Universitäten. Die Neue Akademie.“ Fichtes Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten sind hier so umgebogen, wie die Fichtesche Wissenschaftslehre von Hölderlins ganzer Schönheitsanschauung. — Wenn Thomas von Aquinos Dogmatik

der in Positivität versumpfenden Jugendkraft der Weltgeschichte, und der resignierte Blick ins Altertum: „es hilft nicht, Daß einmal schöne Menschen waren“, erinnern an Wendungen wie die über den Kritizismus im „Communismus der Geister“: „darüber läßt sich nicht mehr klagen, es handelt sich darum, zu helfen“. Wie im Hintergrunde des Dialogfragments, mit dem Sonnenuntergange von der Wurlinger Kapelle, die Beziehung zu Hegel steht, so wird eine solche Beziehung auch hier wach; denn offenbar sollte die Bruchstelle, da sie „überwallende Gefühle“ vom Widerhall forttragen läßt, auf einen fernen Freund deuten, und zweifellos ist die „Epistel“, die handschriftlich mit diesem Bruchstück zusammen überliefert ist, an Hegel gerichtet. — Der Schlüssel zu dem Anfang der „Epistel“, nach dem das vor den Sternen altbewährte Bild des Freundes durch ein neues verdrängt zu werden droht, liegt in der Briefstelle vom 20. November, wo Hölderlin hofft, daß Hegel wieder in Frankfurt „der Alte“ werden würde, nachdem seine Lage ihn „ein wenig um seinen weltbekannten immer heitern Sinn“ gebracht hat. Durchaus dürfen die Verse:

Verhauchte meine untergehnde Liebe
In dieser heimatlichen frohen Seele...

auf Beichten Hölderlins über Elise Lebet bezogen werden, und die letzten Verse, die Willenlosigkeit schildern, erinnern an die Briefstelle, daß Hölderlin Hegel seinen Mentor nannte, wenn sein Gemüt ihn „zum dummen Jungen“ machte. In der Schilderung freundschaftlichen Einflangs klingen Goethes Phyladesworte wieder:

Weißt du es noch, wie wir zusammensaßen,
Vom weichen Meer der Phantasieen getragen,
Als ins Gedächtnis sich des Altertums
Die eignen frohen Jugendträume mischten
Und viel Geheimnisse von Lust und Schmerz
Sich in den reinen Tag der Freundschaft wagten?

Aus dem Stile der Goethischen Iphigenie ist bei dieser Generation die Liebe zum Altertume geboren! — Wie im „Communismus der Geister“ auch hier gemeinschaftliche Betrachtung des Sonnenuntergangs. Der Mond in philosophischer Funktion erscheint als Gott, unbekümmert um den Wechsel des Irdischen, als liebend einender Mittler zwischen Nacht und Tag, — das metaphysische System mit seinen Ebenen verleugnet sich nicht. —

Hier begnügt er sich, in ausgesprochenem Gegensatz zum Regengedicht an Diotima, wieder nicht, wie Schiller es nennt, „Natur aus erster Hand“ zu sehen, sondern an dieser, „der Vaterlandsstädte ländlich Schönsten“, soviel er weiß, muß er die Schönheit auch in ihrer Geselzlichkeit begreifen können.

Hier ist der Schlüssel für Hölderlins Art, Natur zu genießen. Die einfache Impression genügt ihm nicht. So bleibt er auch bei den Gedichten, die wir als quellend und ursprünglich empfinden, nicht; deshalb auch wohl wurde das Regengedicht „An Diotima“ verworfen. Diese Naturbetrachtung ist ein Nachkonstruieren des Bildes, sie schafft zur Natur einen Gegensatz, aber nicht einen sentimental trauernden, sondern einen gefühlvoll vertiefenden. — Von hier aus ist auch verständlich, daß Hölderlin die Betrachtung der Natur im Querschnitt, wie im Gedichte „An den Ather“, ebenso naheliegt, wie die der gewachsenen Landschaft. — Dies stimmt zu der Gleichstellung des systematischen Elementarmythos mit den historisch gewordenen Mythen.

Der Entwurf „Heidelberg“ freilich zeigt, daß Hölderlin die Nötigung zum Totaleindruck hier noch nicht als Hauptsache bewußt war; denn wie die Bruchstelle auf geplante Fortsetzung des Gedankengangs hinweist, so bringt die zweite und dritte Strophe eine Abschweifung zur Schiffbarkeit und zum Oberlauf des Neckars und zur eigenen Vergangenheit. Auch dieser Entwurf spinnt sich aus sich erst triebhaft heraus.

Die vierstrophige Ode „Dem Sonnengott“ ist in einer Reinschrift erhalten, so daß der Dichter sie für druckreif gehalten hat. Bei der Erwähnung von Agis und Kleomenes war von Morgenrot und Aurore gesprochen. Die Wehmut des Sonnenuntergangs war symbolischer Ausgang für den Dialog „Communismus der Geister“. Nun wird Abend und Morgen wieder Symbol für „Stirb und Werde“, aber das Naturbild wird so verfeinert, wie nur Hölderlin Eindrücke aus der Natur zu ziehen weiß, wenn er sich entschließt, sie „aus erster Hand“ zu sehen. Er sieht den Augenblick nach Sonnenuntergang und den vor Sonnenaufgang, das Nachdämmern der trunkenen Seele und die Nebel und Träume um sie, mit einem Worte: die Zeit der Trauer, die zwischen Abend und Morgen liegt. Hier nun ist die gesehene Natur doch der Natursymbolik wieder untergeordnet: die Zeit zwischen Abend und Morgen ist gleich der Zeit sentimentaler Zerrissenheit zwischen dem goldenen Alter

der Vergangenheit und der Zukunft. Je zwei Strophen sind jeder Hälfte dieses Gedankens gewidmet. Die Trauer und die Hoffnung verbinden den Dichter und die Erde, und jede der Parallelen bringt eine bisher nicht gewohnte Fülle von Bildern, die sich in der Wirkung gegenseitig stören. — Diese Kritik der zwei Naturgedichte findet ihren Halt an den späteren Umarbeitungen durch Hölderlin selbst.

Die Ode „Die Launischen“ erwächst offenbar über einem wirklichen Erlebnis physisch wohlthätiger Einwirkung der Natur auf den Affekt des Dichters. Bewundert nimmt er wahr, wie er einen Zorn unter dem Einfluß von Musik und Wein im Waldesschatten eines heißen Mittags schwinden fühlt, und die zweite Hälfte des Gedichts wiederholt das Erlebte in Form eines allgemeinen Gesetzes. Natur als Meisterin des Dichters, — auch dies ein Gedanke, der durchaus dem Eremitendasein Hyperions nahe steht.

Die Zeit zu begreifen, sich in der Zeit fühlen zu lernen, das ist das Entwicklungsziel Hyperions. So legt auch Hölderlin in der Ode „Der Zeitgeist“ sich über die eigene Stellung in der Zeit Rechnung ab. Zeit und Schicksal sind sich nahe verwandt. In beiden wird das Namenlose mythisch zusammengefaßt wie in den Hymnen; aber die Genienmythik weicht dem Kennen eines Gottes. Freilich wird auch dort gelegentlich schon der „Gott der Zeiten“ angerufen. Aber wenn noch in der Elegie „An Diotima“ Urania und die himmlische Schönheit das Chaos der Zeit besänftigen soll, so ist die Mythik jetzt kraftvoller. Die Gottheit wird Vater genannt und verbindet sich mit dem Wilde des Zeus, dessen Offenbarung im Gewitter eben hier Ausgangspunkt wird; sie steht aber auch dem „Vater Ather“ nahe, sofern er mit seinem Strahl den Geist weckt und den Dichter „ans Leben“ bringt. Zwischen Erkenntnissen Hyperions, dem Schicksal gemäß sich zu bilden, und der Ungeduld des Empedokles, dem Schicksal vorzugreifen, bildet die männliche Forderung an das Schicksal in dieser Ode die Mitte. Sie ist ungeduldig im Bewußtsein der Hilflosigkeit, doch die zweite Strophe erinnert an die vergebliche Flucht des Psalmisten vor der Allgegenwart Gottes. Also sucht sie die Gottheit versöhnlich zu stimmen. Dies geschieht durch Dank für die Wohlthaten der Gottheit, die doch nicht umsonst waren, durch den Hinweis auf die Übermacht des Zeus über Dionysos und die Gottheiten der Natur, auf die Planmäßigkeit erschütternden Waltens, das zu Reinheit und Weisheit, aber den Schlimmen zu „bälde-rem“ Ende führt.

d) Xenien. Die kleinen Oden.

Die horazischen Strophen sind zunächst Schemata, in die Hölderlin die mannigfaltigsten Ausstrahlungen seiner Gedankenwelt hineinarbeiten kann, doch sind die Gedichte als Ganzes noch nicht in dem Sinne symbolische Form, wie die Tübinger Hymnen und der „Hyperion“. Hölderlin selbst genügt diese Zufälligkeit nicht, und 1798, frühestens gegen Ende 1797, wird er zum Schöpfer einer neuen Literaturgattung, die man als „Odisches Epigramm“ bezeichnet hat.

Zunächst ist von echten Epigrammen zu reden. In der ersten Universitätszeit hatte Meuffer an Schubart als empfehlend für Hölderlin geschrieben, daß er dem Epigramm Todfeind sei. Aber die „Moren“ pflegten das Epigramm, und der Xenienalmanach von 1796 war nicht zu übersehen. Nun dichtet auch Hölderlin Epigramme, Xenien, die zum Teil den Gedichten der ersten Frankfurter Zeit nahestehen: „Falsche Popularität“ ist eine Nußanwendung zum „Ather“. „Die beschreibende Poesie“ bringt einen Gedanken aus dem Entwurf der Hyperionvorrede. „Die Vortrefflichen“ ist eine Umkehrung des Wortes vom Juni 1797 aus dem Stammbuch von Gontards Neffen. Das „Gebet für die Unheilbaren“: „Eil o zaudernde Zeit . . .“ ergänzt den Schlußgedanken des Gebetes an den „Zeitgeist“: „der Schlimme nur wird schlimmer, daß er bald erende . . .“ „Guter Rat“ und die beiden Epigramme zu Sömmerrings „Seelenorgan“ berühren sich mit der Polemik gegen die Deutschen im „Hyperion“. Das Epigramm „Advocatus diaboli“, dessen persönlicher Anlaß noch aufzuklären bleibt, reiht sich der satirischen Haltung der übrigen zwanglos an. Aber nicht die satirische Stimmung dieser Xenien, sondern höchstens das Zusammengefaßte des Ausdrucks hätten Hölderlin auf die Dauer packen können. Hierfür aber findet er eine andere Form.

Kurze Oden von nur einer bis höchstens drei Strophen entstehen, in denen eine einheitliche Stimmung mit wunderbarer Knappheit erfaßt und abgewandelt wird, und zwar so, daß die philosophische Art der Zeit, in dialektischem Dreitakt das Wesen einer Sache zu erschöpfen, hier in dichterischer Formgebung eines Seelenablaufs wiederkehrt und so beweist, wie Philosophie und Dichtung bei aller Gegensätzlichkeit ein- und derselben Wurzel zugehören. Wirkte bei den Tübinger Hymnen der logische Wechsel äußerlich und schematisch, so geht in der geschlossenen Form der Ode mit ihrer

Ausschaltung alles Epischen der logische Prozeß zwanglos im Lyrischen auf. Die Identität von Logik und Anschaulichkeit in dem Entwurf „Heidelberg“ gab hierzu einen wirksamen Vorklang.

Die dreistrophigen Oden zeigen das logische Muster von Satz, Gegensatz und Übersatz am selbstverständlichsten. Hier ist die Regel, daß jeder äußere, strophische Absatz auch einem innerlichen entspricht. In den zweistrophigen Oden ist die erste Strophe meist die These. Die Antithese ist ganz kurz: „Doch eilt die Zeit“, „O vergiß es, vergiß“. „Wie mein Glück ist mein Lied“. Bei . . . „ihr nur / Habt der Eroberung Recht, wie Bacchus“ ist die Synthese zugunsten der Antithese gefürzt; in „Sokrates und Alkibiades“ teilen sich Antithese und Synthese in die Strophe. In der einstrophigen Ode ist die Antithese meist im dritten Verse enthalten. Bezeichnend für den inneren logischen Zusammenhang der Gedichte wächst die Vorliebe, die Absätze mit Konjunktionen einzuleiten, die schon bei der logischen Erfassung der Landschaft in „Heidelberg“ zu beobachten war. So in „Diotima“: „Denn ach . . .“ und „Doch eilt die Zeit“. Das „doch“ spielt in der Antithese die wichtigste Rolle.

So wird die Odenform für Hölderlin ein neuer symbolischer Ausdruck einer gehaltenen Weltanschauung; eine Möglichkeit, die Klopstock noch nicht erfaßte, als er für sein Pathos im Gefühle bedeutender Triebe auf die Suche nach Formen ging. — Die Kürze der Form gestattet die Einheit gehaltener Stimmung, die in der Sprache des „Hyperion“ noch nicht geschlossen war, da die Leidenschaft im einzelnen die Symbolik der Kunstform gelegentlich störte. Eben diese Kürze fördert nun eine sprachliche Mittellage von reifer Eindringlichkeit; hier gelingt unmittelbarer Wesensausdruck. Diese Sprache ist von sinnfälliger Einfachheit, da bei der Fülle der Akzente jedem Worte, auch dem abgerissen erscheinenden, ursprünglicher Wert zukommt. Die Sprache dieser Oden erscheint in ihrer Selbstverständlichkeit als ein Prosarhythmus, dessen Satzfügung je nach dem Gefühl, das zu versinnlichen ist, höchste Freiheit gestattet:

Doch ist mir erst das Heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen . . .

Gegensätze der Stimmungen werden in dieser Sprache einander genähert, Leidenschaft strebt zu schwebendem Maß, Schwermut beflügelt sich, und in der Gesetzmäßigkeit von Ebbe und Flut der Sprache liegt der Zauber erlösender Harmonie.

Freilich haben besonders die zweistrophigen Oden auch bloßen synthetischen oder antithetischen Parallelismus. Im ersten Falle nähert sich dann die Ode dem Verkündungsgedichte, so in „Sokrates und Alkibiades“, im anderen Falle der reinen Elegie, so in „Menschenbeifall“. Meist aber fallen die Stilunterschiede dieser Gattungen zusammen. Nur wenige Gedichte gehen vom Ich aus, und es scheint, als ob auch hier unbewußt die Nähe Diotimas das Bekenntnis dialogisch gestaltet. Aber die meisten Gedichte zeigen schon in der widmenden Überschrift „An die Deutschen“, „An die jungen Dichter“, mehr aber noch in einer zum Dialog strebenden bewegten Sprache eine Neigung zu dramatischem Dialog, die doch nicht wie die Dichtung, Weitergabe eines beherrschten Stoffes ist, sondern Klärung des eigenen Dichter-Ichs. So ist diese Form unmittelbar im Kleinen für den Dichter, was sein Roman für ihn im Großen, und was für den Helden des Romans der einzelne Brief war. — Auch in den Einzelheiten des Ausdrucks, besonders in der Behandlung des Adjektivums, findet sich Verwandtschaft mit dem „Hyperion“. Hier nimmt die Sprache die für Hölderlins weitere Lyrik maßgebliche Form an; die in den „flutenden Rhythmen“ gewonnenen Möglichkeiten werden Besitz erst im Rahmen des kunstvollen Metrums, in Form von auf Sinndehnung beruhender Gemessenheit und Geistigkeit, die sämtliche Sinne zu Ausdruckswirkungen in einander spielen läßt und doch die Mannigfaltigkeit mythisch zu vereinfachen weiß.

Diese Oden entdecken im Leben immer neue Wunder, sind aber zugleich von der Reife dessen, der das Ringen um ein umfassendes Werk wie den Hyperion schon siegreich bestanden hat, und dem die Leidenschaft und die Begeisterung, der Schmerz und der Zorn gerade wert zu künstlerischem Formen werden, und der weiß, daß des Lebens Bogen in Liebe und Leid wieder in sich zurückkehrt. — Dies bleibt von nun ab das Merkmal der Hölderlinischen Odendichtung. Sie hat in der Art, wie der Dichter mit sich und seiner Welt allein ist, um sie sich zu objektivieren und sie anzureden, den Charakter des Liedes. Aber dieses Ich des Dichters ist so vieldeutig, daß es nicht naiv in Worten auszufließen vermag, sondern einer Kunstform bedarf, die über das Wort hinaus ein Gesamtsymbol bedeutet. Wenn Hölderlin die Odenform später einmal aufgibt, geschieht es nicht, weil er ihre Unvollkommenheit erkannt hat, sondern weil auch jede Art der Vollkommenheit schließlich sich überleben muß.

Der Wirklichkeitsgehalt dieser Sprache deckt sich mit dem Wirklichkeitsgehalt der hier behandelten Dinge. Auf das Problem des Helden und des Opfers, das hier den wichtigsten Platz beansprucht, war bereits hingewiesen. Dazu kommen Anregungen aus der Gegenwart. Die kleinen Oden umschreiben das gesamte Erleben als ein neuer, durch neue Formmöglichkeiten erschlossener Zyklus. In ihrer Kürze gleichen sie romantischen Fragmenten. Aber schon ihr ausgeprägter Logismus zeigt, daß sie nicht erst eine werdende Einheit darstellen. Wenn sie Gedankenketten von großem Weltanschauungsgehalt abwandeln, so streben sie doch vor allem nach formaler Zusammengefaßtheit, und insofern unterscheidet sich ihre Kürze bedeutsam von Schillers Dichtung, die große Balladen und Dramen brauchte, um sich nach dem Ausflug ins Transzendente wieder zum kosmischen Schönheitsgefühl zurückzufinden.

In der geringen Zahl der Themen, deren jedes in einem Zyklus von mehreren Gedichten abgewandelt wird, geben sie das geschlossenste Bild von Hölderlins darstellerischer Genügsamkeit. Diese entspringt nicht aus Armut, sondern aus der Gesammeltheit zu Höchstem, die den „heiligen Wald“ des Lebens in seiner verwirrenden Vereinzelnung doch immer zu überblicken bestrebt ist.

Es versteht sich, daß seine Liebe hier den größten Platz verlangt. Die „Abbitte“ ist die Krone dieser Dichtung:

Heilig Wesen! gestört hab ich die goldene
Götterruhe dir oft, und der geheimerten,
Tiefen Schmerzen des Lebens
Hast du manche gelernt von mir.

Die Wechselseitigkeit des Gebens und Nehmens jetzt zeigt die Vertiefung einer Liebe, die in dem Reimgedicht „Diotima“ nur erst als Offenbarung empfunden wurde. Der Vergleich aus Wolke und Mond erschaut das tödliche Ende, das dieser Liebe beschieden war. „Die Liebenden“ verrät die Absicht der Trennung, die auszuführen der Gott nicht zuläßt. Das „Unverzeihliche“ zeigt den Dichter gegen Gefahren dieser Liebe in Abwehr, im Hintergrunde den biblischen Zorn gegen die Sünde wider den heiligen Geist. Eine Krankheit Diotimas veranlaßt die Oden „Der gute Glaube“ und „Ihre Genesung“. Die früher erwähnte erste Notiz „Die Helden könnt ich nennen . . .“ wächst zu der Ode „Diotima“ empor, die

der Geliebten den Tag verheißt, der nächst den „Göttern mit Helden dich nennt und dir gleicht“.

Die eigenen Zweifel über die Zukunft bannt die Ode „Die Heimat“ in den Gegensatz zum Frieden des heimkehrenden Schiffers, doch „Die Götter“, der stille Äther und Helios, wecken die Zuversicht, daß der Genius in Sorgen und in Irren nicht sich vertrauern werde.

Hierzu treten weitere Oden des eigenen Zeiterlebens. „Lebenslauf“ läßt ihn das Leben als auf- und absteigenden Bogen betrachten, als die exzentrische Bahn aus der Vorrede des Thaliafragmentes, wo das „Kehren, woher ich kam“, gleich dem *βῆσαι ὅτεν περ ἦκει* des Mottos zum zweiten Teile des Hyperion, nicht Verlust sondern Gewinn ist. — „Ehmals und Jetzt“ bestätigt freudig das gleiche aus dem Tageslaufe. — Die Wirkung seiner Liebe auf seine Kunst, insbesondere auf seine gegenwärtige Dichtung der kurzen Oden, greift „Die Kürze“ auf, als ob die neue Kunstform aus Mangel an Freudigkeit unter der Last der Liebe entstanden sei. Natursymbol ist wieder der Augenblick gleich nach dem Sonnenuntergang, wo die Fledermaus dem Dichter, wie dem Tasso, unbequem vor das Auge schwirrt.

Das Gebet „An die Parzen“ bringt den Willen zum Leben um des Werkes willen. Die Inbrunst des im Sommer 1796 gesprochenen Wortes: „Wenn dieses Glück ein halbes Jahr nur dauert“ kehrt hier wieder. Der Wunsch, das heilige Gedicht zu vollenden, kann noch auf den Hyperion, aber auch schon auf die herandämmernde Empedoklesarbeit gedeutet werden, wofern es sich nicht um so allgemeine Wünsche des Dichters handelt, wie sie schon in der ersten Tübinger Zeit, in „An die Ruhe“, ausgesprochen waren. 1799 nennt er selbst es eine Anspielung auf die Empedoklesarbeit, die er „unter den Händen“ hat. — Wichtiger ist die Entschlossenheit, das Götterrecht des Herzens, die Sättigung der Sehnsucht, mit dem Tode bezahlen zu wollen. Karlos Bereitschaft, den Augenblick im Paradiese mit dem Tode büßen zu wollen, und Goethes Übermut in „Schwager Kronos“ wird von der Opferbereitschaft des nach seinem Werke trachtenden Dichters überboten. Ein Radikalismus des Schönen spricht hier von Sehnsüchten, wie ein gleicher im Hyperion von Leiden spricht: „Wem so wie dir die ganze Seele beleidigt war, der ruht nicht mehr in einzelner Freude, wer so wie du das fade Nichts gefühlt, erheitert in höchstem Geiste sich nur,

wer so den Tod erfuhr wie du, erholt allein sich unter den Göttern.“ Dieser Radikalismus, von höchster Zucht des Ausdrucks gebändigt, ist notwendige Vertiefung harmonischen Fühlens.

Drei Oden gelten dem Dichterberufe. „An die jungen Dichter“ faßt mit der zärtlichen Überlegenheit, die sich doch immer mit dem Lernenden gleichstellt, und die Hölderlin in den Briefen an den Bruder bewährt, Dichterregeln zusammen, so wie er wohl selbst seine Dichtung als eine klassische goldene Mitte betrachtete, für die es nur ein Gesetz gibt:

Seid nur fromm, wie der Griechen war.

Er meint die gehaltene Seele, das stille, stete Feuer, das er „besonders in den alten Meisterwerken aller Art als herrschenden Charakter immer mehr zu finden“ glaubte. Rausch und Frost sind auch bei Friedrich Schlegel häufig genannte Gefahren des Dichters. Die Schlußworte:

Wenn der Meister euch ängstigt,
Fragt die große Natur um Rat

gehen von den eigenen Erfahrungen mit Schiller aus.

Die Ode „Die scheinheiligen Dichter“, ist, wie schon früher gezeigt, der Kampfruf für das Recht der neuen Mythologie, der so oft im Sinne eines primitiven Naturglaubens gedeutet worden ist. Helios, Zeus und Poseidon, nicht Aether und Wasser, heißen diesmal die Götter, die es zu verteidigen gilt. Und das „tot ist die Erde“ wiederholt das „Tot ist nun . . .“ im Gedichte „An die Natur“. Aber die Zucht der ersten Strophe, die der der Diatribe an die Deutschen im „Hyperion“ gleicht, wird gemildert. Schon daß die Götter das Lied „zieren“, wenn schon die Seele aus ihren Namen schwand, ist ein Zeichen, wie die Sprache Zeichen eines tieferen Sinnes ist. Und an diesen muß man sich auf jeden Fall erinnern, wenn „ein großes Wort vonnöten“ ist.

„An unsere großen Dichter“ stellt sich vorbehaltlos auf die Seite derer, die Hölderlin sonst nicht ruhen ließen: es geht ja um das Recht, vom Schlummer aufzurütteln und Gesetze und Leben zu bringen. Eine Parteinahme im Xenienstreit scheint hier die Anregung zu sein. Es war schon gezeigt, daß das Recht zu heldischer Eroberung den Triumpfen des jungen Bacchus vom Indus her verglichen ist, und Dionysos als Kulturgott zwischen den Menschen und den jenseitigen

Göttern für Hölderlins Dichtung wichtig wird. Seine Herkunft von Osten ist eine willkommene Ergänzung zu dem bisherigen Motive west-östlicher Wanderung und Sehnsucht nach den griechischen Küsten in „An den Äther“, wie zur Amerikasehnsucht Berkeleys.

Es war auch bereits gezeigt, wie das Heldenmotiv in „Banini“, „Empedokles“ und „Sokrates und Alkibiades“ sich abwandelt.

Die Verherrlichung der Persönlichkeit verlangt sodann Ausblicke auf die Gemeinschaft. Die schroffe Tonart der Anklage in der Diatribe an die Deutschen wird zur Klage in „Menschenbeifall“. Das Recht zu dieser Klage gibt das Bewußtsein, daß seine Dichtung durch die Liebe geläutert ist. Schiller hat den schroffen Ruf, das Urteil der Mitwelt zu verachten, damit die Kunst nicht „von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts“ verschwinde, später in Form selbstbewußter Genügsamkeit gemildert: „Den lauten Markt mag Momus unterhalten . . .“ Hölderlin fühlt sich durch seine Liebe geborgen:

An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber sind.

Goethes späte Spruchweisheit wird hier vorausgenommen. Zwei Jahre nachher schrieb Hegel: „Glauben an Göttliches ist nur dadurch möglich, daß im Glaubenden selbst Göttliches ist.“

Aber was als Publikum den Dichter kränkt, hat als „Stimme des Volkes“ doch auch in Hölderlins allumfassendem Denken wieder seine Berechtigung, da auch die Wasser unbekümmert um die Weisheit des einzelnen ihre Bahn zum Meere rauschen.

So darf der Dichter die Last der Anklage, die er im „Hyperion“ auf sein eigenes Volk gewälzt hat, nicht unwiderrufen lassen. Gewiß, „tatenarm und gedankenvoll“ sind seine Deutschen, aber darum nicht zu verspotten. Denn wie das Kind in kriegerischem Spiele sich vorbereitet, so gilt von dem Deutschen, was Hölderlin an Schiller rühmend von Hamlet schrieb, daß es ihn „so schwer ankömmt, etwas zu tun, aus einem einzigen Zwecke“. — Des Dichters persönliche Bereitschaft, „zu tun, was die Dichter träumten“, muß auch für das eigene Volk gelten. Er fühlt, wie der Blitz die dunkle Wolke des Zeitengottes spalten wird:

Oder kömmt, wie der Strahl aus dem Gewölke kömmt,
Aus Gedanken die Tat? Leben die Bücher bald?
O ihr Lieben! so nehmt mich,
Daß ich hüße die Lästung. — —

Achstes Kapitel.

Letztes Frankfurter Geschehen.

a) Schiller und Goethe.

Die Umarbeitung der strophischen Gedichte geschah nicht ohne Zutun Schillers, und auch die neue Odendichtung in ihrer Zusammengefaßtheit entstand erst nach den Auseinandersetzungen mit diesem. Bergegenwärtigt man sich andererseits, wie Hölderlins Briefwechsel mit Schiller in der Zeit nach Jena und die Selbständigkeit seiner Entwicklung bis zum Hyperion ihm gegenüber zu bewerten war, so verspricht eine Betrachtung des Verhältnisses zu ihm auch während der Frankfurter Zeit noch mancherlei Ausblicke ins Menschliche, außer denen, die bereits im Hinblick auf Hölderlins Philosophie sich ergaben.

Daß Schiller für seinen Almanach von 1796 die Phaetonübersetzung, vor allem aber die Elegie „An die Natur“ verschmäht hatte, nahm Hölderlin mit einem gekränkten Troste hin. Im März 1796 schreibt er Neuffern: „Daß Schiller den Phaeton nicht aufnahm, daran hat er nicht Unrecht getan, und er hätte noch besser getan, wenn er mich gar nie mit dem albernen Probleme geplagt hätte, daß er aber das Gedicht An die Natur nicht aufnahm, daran hat er meines Bedünkens nicht recht getan. Übrigens ist es ziemlich unbedeutend, ob ein Gedicht mehr oder weniger von uns in Schillers Almanache steht. Wir werden doch, was wir werden sollen . . .“ Es war gut, daß Hölderlin nicht wußte, daß Schiller Humboldt das Gedicht „An die Natur“ unterbreitet hatte, und beide es abzulehnen sich einigten, weil es zu sehr eine Nachahmung der „Götter Griechenlands“ zu sein schien.

Im August sendet er aus Kassel gleichwohl wieder einen kleinen Beitrag „zur künftigen Blumenlese“, nämlich die Gedichte „Diotima“ und „An die klugen Ratgeber“. Mit herzlichen Worten für Schillers Gesundheit und mit kurzem Bericht über die Unnehmlichkeiten seiner neuen Lage schließt er: „Ich wollte einmal wieder in meiner ganzen Bedürftigkeit erscheinen, wollte Sie um Ihre Meinung fragen über manches, was mich beschäftigt, und wollte durch allerhand Umwege ein paar freundliche Worte mir von Ihnen erbeuten; aber ich bin genötigt abzubrechen.“ Es war nicht eben zweckmäßig,

zu schreiben, daß er „genötigt war“, abzubrechen. Wenn Hölderlin es trotzdem tat, so traute er auch hier wieder dem Großen zu, daß er zwischen den Zeilen lesen würde.

So hat der vielbeschäftigte Geheimnislose denn in Hölderlins Werben mehr die Hilflosigkeit als das Selbstbewußtsein gesehen. Auf die Sendungen für den Almanach von 1796 antwortete er nicht, obwohl er das Gedicht „An die klugen Ratgeber“, vielleicht zum Zwecke künftiger Verwertung, bei sich durchforrigierte. Ebenso hatte er das Hyperionmanuskript, das Hölderlin ihm von Nürtingen gesandt hatte, an Cotta ohne Äußerung weitergegeben. Aber als auch Hölderlins Kasseler Sendung vom August 1796 unbeantwortet bleibt, schreibt dieser ihm im November einen Brief voll tiefer Verängstigung; er erbittet sich die von Kassel aus gesandten „unglücklichen Verse“ zu neuer Durchsicht zurück und beruft sich auf die in Waltershausen ihm von Schiller geschriebenen Worte: „— die ich immer wiederhole, so oft ich verkannt bin“.

Auch hier klingt gerade aus der gesteigerten Verzweiflung immer wieder das gesteigerte Gefühl, dem „Sohne Kronions“ an die Seite zu gehören, hervor: „Haben Sie Ihre Meinung von mir geändert? Haben Sie mich aufgegeben? Verzeihen Sie mir diese Fragen. Eine Anhänglichkeit an Sie, gegen welche ich oft vergebens anging, wenn sie Leidenschaft war, eine Anhänglichkeit, die noch immer mich nicht verlassen hat, nötigt solche Fragen mir ab. Ich würde mich darüber tadeln, wenn Sie nicht der einzige Mann wären, an den ich meine Freiheit so verloren habe. Ich weiß, daß ich nicht ruhen werde, bis ich durch irgend etwas Errungenes und Gelungenes wieder einmal ein Zeichen Ihrer Zufriedenheit erbeute. Glauben Sie nicht, daß ich feire, wenn ich nicht von meinen Beschäftigungen spreche, aber es ist schwer, gegen die Niedergeschlagenheit auszuhalten, die einem der Verlust einer Gewogenheit gibt, wie diejenige war, die ich besaß oder mir träumte. Ich bin verlegen, skrupulös über jedes Wort, das ich Ihnen sage, und doch bin ich sonst so ziemlich, wenn ich andern Menschen gegenüber mich finde, über jugendliche Angstlichkeit weg. Sagen Sie mir ein freundlich Wort, und Sie sollen sehen, wie ich verwandelt bin.“

Nun, unmittelbar nach Empfang dieser Zeilen, antwortet Schiller. Er entschuldigt sich zunächst und stellt für den Almanach des nächsten Jahres eine größere Beteiligung Hölderlins in Aussicht; aber die Art, wie er den Jünger seiner Teilnahme versichert, ist

vernichtend: „Große Freude machte mirs, wenn ich in dem nächsten Almanach einige reife und bleibende Früchte Ihres Talents aufstellen könnte. Nehmen Sie, ich bitte Sie, Ihre ganze Kraft und Ihre ganze Wachsamkeit zusammen, wählen Sie einen glücklichen poetischen Stoff, tragen ihn liebend und sorgfältig pflegend im Herzen, und lassen ihn, in den schönsten Momenten des Daseins, ruhig der Vollendung zureifen; fliehen Sie wo möglich die philosophischen Stoffe, sie sind die undankbarsten, und in fruchtlosem Ringen mit denselben, verzehrt sich oft die beste Kraft; bleiben Sie der Sinnenwelt näher, so werden Sie weniger in Gefahr sein, die Nüchternheit in der Begeisterung zu verlieren, oder in einen gekünstelten Ausdruck zu verirren. — Auch vor einem Erbfehler deutscher Dichter möchte ich Sie noch warnen, der Weitschweifigkeit nämlich, die in einer endlosen Ausführung und unter einer Flut von Strophen oft den glücklichsten Gedanken erdrückt. Dieses tut ihrem Gedicht an Diotima nicht wenig Schaden. Wenige bedeutende Züge in ein einfaches Ganzes verbunden, würden es zu einem schönen Gedichte gemacht haben. Daher empfehle ich Ihnen vor allem eine weise Sparsamkeit, eine sorgfältige Wahl des Bedeutenden und einen klaren einfachen Ausdruck desselben . . .“

Ein Kapitel kritischer Dichtkunst, wie der alte Gottsched es kaum nüchterner hätte schreiben können! Wenigstens empfahl Schiller, glückliche Stimmung mit bewußter Arbeit zu vereinigen! Schiller selbst, eben nur erst von der Philosophie zur Dichtung zurückgekehrt, hatte sich, überkritischen Freunden gehorchend, an Gedichten wie „Die Ideale“ die Lust verderben lassen und spricht jetzt ein Wort aus, das, genau befolgt, Hölderlin überhaupt das Dichten hätte verleiden müssen. Schiller selbst empfindet das Ungesammelte seines Schreibens, indem er abbricht und sich entschuldigt, auch hier nicht eben glücklich: „Doch wie kann ich alles das spezifizieren, was ich wünschte? Sie haben Moses und die Propheten; halten Sie sich an die schönsten Muster und bilden sich daraus die Regeln selbst, die ohne das nur Worte sein würden.“

Hölderlin kannte das Verhältnis von Philosophie und Dichtung selbst genau, war aber vor Schiller zunächst zu befangen, um nicht doch über Einwürfe nachdenklich zu werden, die in ihrer Rücksichtslosigkeit geringere Köpfer hätten zerschmettern müssen. Schiller hatte nur insofern Recht, die Weitschweifigkeit des Diotimagedichtes zu tadeln, als er die Architektur der Hölderlinschen Hymnik

nicht verstand. Aber gehorsam gibt Hölderlin eben die philosophische Symbolik dieser Gedankenarchitektur preis und arbeitet das Gedicht zusammen; so geht die ursprüngliche Geistigkeit verloren, während das Neue nur ein Übergang bleibt. Dann aber, welche Arbeit an der eigenen Seele gehörte dazu, daß Hölderlin gegenüber einem solchen Briefe doch noch einmal die Freiheit aufbrachte zu jenem zärtlichen Lehrgedichte „An die jungen Dichter“, wo er in der Mahnung „Seid nur fromm, wie der Grieche war“ das Thema Schillers freudiger wiederholt und sich sanft von dessen schulmeisterlichem Nachdruck befreit:

Wenn der Meister euch ängstigt,
Fragt die große Natur um Rat. —

Erst, wie es schicklich ist, im Juni des nächsten Jahres knüpft Hölderlin wegen weiterer Veröffentlichungen im Almanach mit Schiller wieder an. Obwohl der Hyperionband schon Ostern erschienen war, legt er ihn erst jetzt bei, dazu die hexametrischen Gedichte „Der Wanderer“, „An den Ather“, „Die Eichbäume“. — Diesmal schreibt er gehaltener, obwohl er auch hier die Unabhängigkeit von andern von der Abhängigkeit von Schiller unterscheidet: „Mein Brief und was er enthält, käme nicht so spät, wenn ich gewisser wäre, von dem Empfang, dessen Sie mich würdigen werden. Ich habe Mut und eigenes Urteil genug, um mich von andern Kunst-richtern und Meistern unabhängig zu machen, und insofern mit der so nötigen Ruhe meinen Gang zu gehen, aber von Ihnen dependier' ich unüberwindlich; und weil ich fühle, wieviel ein Wort von Ihnen über mich entscheidet, such'ich manchmal Sie zu vergessen, um während einer Arbeit nicht ängstig zu werden. Denn ich bin gewiß, daß gerade diese Ängstigkeit und Befangenheit der Tod der Kunst ist . . .“ Wenn Hölderlin gleichwohl dem Brief an den Meister den ersten Band seines Hyperion beilegt, so ist auch hier das „Von Ihnen dependier ich unüberwindlich“ weniger eine Bitte um Erlösung aus Hilflosigkeit, als ein Ausdruck jenes glühenden dichterischen Ehrgeizes. Es liegt etwas Herausforderndes darin, daß er Gedanken vom Verhältnis des Genius zur Natur an Schillersche Worte vom Verhältnis der Griechen zur Natur angleicht und von der unterjochenden Wirkung des reifen Genius des Meisters auf den jüngeren Künstler spricht, demgegenüber der „Knabe“ entweder eigensinnig oder unterwürfig werden muß. Er nennt es ein Sichabfinden, in-

dem man sich die Großen gewissenlos verkleinert, geradezu eine Infamie, bei der als Trost dann auch nur ein 0=0 übrigbliebe. Das sind bei allem vermittelnden Inhalte doch starke Worte, pathetisch gesucht, in der Art, wie Hölderlin sogar die Infinitesimalrechnung in Vergleich zieht.

Dieser Brief war schon erwähnt im Hinblick auf die von Schiller abweichende Lösung der Probleme der Geschichtsphilosophie und der Antike, die er, gleich dem ersten Band des Hyperion, enthält. Schiller hätte wohl stutzig werden können. Aber Hölderlin hebt, allzusehr zyklisch, den „Eigensinn“ seiner Worte selber durch „Unterwürfigkeit“ auf. Schließlich war es ja für den Unbekannten keine Kleinigkeit, in Schiller gleich den Größesten der führenden Geister in die Schranken zu fordern: Er bittet Schiller, sein Urteil über den „Hyperion“ „durch irgendein Behielf“ ihm zukommen zu lassen, und nennt es unklug von sich, daß er den ersten Band ohne den zweiten erscheinen lasse. Während er so Schiller von der Hauptsache ablenkt, drängt er ihn ungeduldig, in bezug auf die eingesandten Gedichte ihm zu sagen, was er der Aufnahme in den Almanach wert befunden habe: „Ich erscheine freilich, wenn ich so spreche, etwas bedürftig vor Ihnen, aber ich schäme mich nicht der Aufmunterung eines edeln Geistes zu bedürfen. Ich kann Sie versichern, daß ich mich um so weniger mit eiteln Befriedigungen tröste und daß ich sonst sehr still bin über das, was ich wünsche und treibe.“

Nach Empfang dieses Briefes läßt Schiller sich von Körner beraten, der an dem Gedicht „An den Ather“ Dezember 1797 wohlwollend hervorhebt, daß der Dichter und sein Objekt ein wohlorganisiertes Ganzes bilden, daß das Objekt „mit Liebe vom Dichter aufgefaßt, nicht seiner Sinnlichkeit entkleidet, aber aus der unbedeutenden Masse ausgehoben“ wird. — Ebenso schickt Schiller sofort die Gedichte „Der Wanderer“ und „An den Ather“, ohne Hölderlins Verfasserchaft zu nennen, an Goethe zur Beurteilung, weil er „über Produkte in dieser Manier kein reines Urteil“ habe und „gerade in diesem Fall recht klar zu sehen wünsche, weil sein Rat und Wink auf den Verfasser Einfluß haben werden“.

Goethes Antwort lautet: „Denen beiden mir überschickten Gedichten, die hier zurück kommen, bin ich nicht ganz ungünstig und sie werden im Publico gewiß Freunde finden. Freilich ist die Afrikanische Wüste und der Nordpol weder durch sinnliches noch durch inneres

Anschaun gemalt, vielmehr sind sie beide durch Negationen dargestellt, da sie denn nicht, wie die Absicht doch ist, mit dem heiteren deutsch-lieblichen Bilde genugsam kontrastieren. So sieht auch das andere Gedicht mehr naturhistorisch als poetisch aus und erinnert einen an die Gemälde, wo sich die Tiere alle um Adam versammeln. Beide Gedichte drücken ein sanftes, in Genügsamkeit sich auflösendes Streben aus. Der Dichter hat einen heitern Blick über die Natur, mit der er doch nur durch Überlieferung bekannt zu sein scheint. Einige lebhaftere Bilder überraschen, ob ich gleich den quellenden Wald als negierendes Bild gegen die Wüste nicht gern stehen sehe. In einzelnen Ausdrücken, wie im Versmaß wäre noch hie und da einiges zu tun. — Ehe man mehreres von dem Verfasser gesehen hätte, daß man wüßte, ob er noch andere Mogens und Talent in andern Versarten hat, wüßte ich nicht, was ihm zu raten wäre. Ich möchte sagen, in beiden Gedichten sind gute Ingredienzien zu einem Dichter, die aber allein keinen Dichter machen. Vielleicht täte er am besten, wenn er einmal ein ganz einfaches Idyllisches Faktum wählte und es darstellte, so könnte man eher sehen, wie es ihm mit der Menschenmalerei gelänge, worauf doch am Ende alles ankommt. Ich sollte denken, der Ather würde nicht übel im Almanach und der Wanderer gelegentlich ganz gut in den Horen stehen.“

Schiller schrieb am 30. Juni an Goethe zurück: „Es freut mich, daß sie meinem Freunde und Schutzbefohlenen nicht ganz ungünstig sind. Das Tadelnswürdige an seiner Arbeit ist mir sehr lebhaft aufgefallen, aber ich wußte nicht recht, ob das Gute auch Stich halten würde, das ich darin zu bemerken glaubte. Aufrichtig, ich fand in diesen Gedichten viel von meiner eigenen sonstigen Gestalt, und es ist nicht das erstemal, daß mich der Verfasser an mich mahnte. Er hat eine heftige Subjektivität und verbindet damit einen gewissen philosophischen Geist und Tiefsinn. Sein Zustand ist gefährlich, da solchen Naturen so gar schwer beizukommen ist. In dessen finde ich in diesen neuern Stücken doch den Anfang einer gewissen Verbesserung, wenn ich sie gegen seine vormaligen Arbeiten halte; denn kurz, es ist Hölderlin, den Sie vor etlichen Jahren bei mir gesehen haben. Ich würde ihn nicht aufgeben, wenn ich nur eine Möglichkeit wüßte, ihn aus seiner eignen Gesellschaft zu bringen und einem wohlthätigen und fortdauernden Einfluß von außen zu öffnen. Er lebt jetzt als Hofmeister in einem Kaufmannshause zu Frankfurt,

und ist also in Sachen des Geschmacks und der Poesie bloß auf sich selber eingeschränkt, und wird in dieser Lage immer mehr in sich selbst hineingetrieben.“

Am 1. Juli schrieb Goethe zurück: „Ich will Ihnen nur auch gestehen, daß mir etwas von Ihrer Art und Weise aus den Gedichten entgegensprach, eine ähnliche Richtung ist wohl nicht zu verkennen; allein sie haben weder die Fülle, noch die Stärke, noch die Tiefe Ihrer Arbeiten. Indessen reommandiert diese Gedichte, wie ich schon gesagt habe, eine gewisse Lieblichkeit, Innigkeit und Mäßigkeit, und der Verfasser verdient wohl, besonders da Sie frühere Verhältnisse zu ihm haben, daß Sie das mögliche tun, um ihn zu lenken und zu leiten.“

Es ist zuzugeben, daß die hexametrischen Gedichte Hölderlins die Meister von Hermann und Dorothea, der Elegien, der Botivtafeln und des Spaziergangs nicht sofort zu Begeisterung fortzureißen brauchten, zumal sie ihre eigenen Verse unerbittlich kritisieren ließen, und Goethe erkennt vorsichtig und mit feinem Empfinden, wenn schon er die Absicht des Lehrgedichts nicht herausfühlt, Züge in diesen Dichtungen, die ihm selber nahe stehen. — Schiller nicht minder bekennt offen, daß vieles von seiner eigenen „sonstigen Gestalt“ sich darin findet. Beide aber verkennen gründlich die Ideendichtung, indem sie zunächst Hölderlins Gedichte nach kategorischen Maßstäben für die Dichtungsgattungen betrachten. Als ob Schiller je von der Ideendichtung zu reiner Lyrik vorgedrungen wäre, glaubt er diese Ideendichtungen jedenfalls als reiner Anschauungsdichter richten zu dürfen. Daher erscheinen sie ihm als eine Sache, die überwunden werden muß. Auch nennt er Hölderlins Zustand gefährlich, indem er seine heftige Subjektivität mit einem gewissen philosophischen Geist und Tiefsinn zusammenstellt, während die heftige Subjektivität in Hölderlins Temperamente doch durch seinen philosophischen Tiefsinn diszipliniert wurde.

Goethe fühlt dasselbe, aber wenn er zwischen den Ingredienzien zu einem Dichter und dem Dichter selbst unterscheidet, so vergißt er, daß die Einzelheiten der Natur auch Ingredienzien für den Philosophen sind, und daß hier eine große Totalanschauung den Ausgangspunkt der Dichtung bildet. Wenn auf den mittelalterlichen Bildern die Tiere sich alle um Adam versammeln, so war freilich die Malerei auch damals Ideenmalerei. Daß der Ideenrahmen die Einzelheiten der Naturschilderung beherrscht, stört Goethe, doch

sucht er den Grund der Störung in irriger Richtung, als ob Hölderlin mit der Natur nur durch Überlieferung bekannt wäre. Vielleicht war er durch sprachliche Anflänge an zeitgenössische Naturschilderung gestört, die ja bei Hölderlin nichts Seltenes sind.

Aber doch haben beide Großen das richtige Empfinden, daß die ihnen vorliegenden Gedichte Talentproben sind, und wenn es sich in diesen hexametrischen Naturgedichten bei Hölderlin selbst nur um Experimente handelt, so fragt Goethe scharfsichtig nach anderen „Moyens“ und Versarten und Proben seiner Menschenmalerei, — er hätte besser nach Seelenmalerei bei Hölderlin fragen müssen, und die rein technischen Punkte seiner Kritik würden Hölderlin gewiß zu denken gegeben haben. — Aber es ist schwer, keine Satire zu schreiben, daß ebendie beiden Großen sich Wohlwollen vom Herzen ringen um Dinge, die an der Peripherie des Hölderlinischen Dichtens liegen, und daß sie um seine Vereinsamung in einem Kaufmannshause besorgt sind, während der erste Band des „Hyperion“, der dem Gontardschen Hause seinen Abschluß verdankte, ungelesen in Schillers Bücherstapel verschwinden sollte.

Freilich ist das allzu große Zartgefühl des Brieffschreibers Hölderlin selber Schuld an dieser tragischen Ironie. Hölderlin hätte Schiller nicht darauf aufmerksam machen sollen, daß es unflug war, den ersten Band des Hyperion ohne den zweiten herauszustellen! — Schillers verlorengegangener Brief an Hölderlin vom 28. Juli hat nicht, wie wohl anzunehmen wäre, ein Urteil über den Hyperion enthalten: höchstens eine Bestätigung des Empfanges, dann wohl die Aufforderung, Goethe auf seiner demnächstigen Durchreise durch Frankfurt aufzusuchen, aber auch eine eingehende Besprechung seiner eingesandten Gedichte, die Zusicherung, daß er den „Ather“ und den „Wanderer“ veröffentlichen würde, und die Aufmunterung, das Gedicht „An die klugen Ratgeber“ umzuarbeiten. Denn hätte mehr über „Hyperion“ als eine flüchtige Empfangsbestätigung darin gestanden, so hätte Hölderlin nicht sagen können, daß Schiller ihm neues Leben gegeben hätte, um dann die schon erörterten Worte über die metaphysische Stimmung als „Jungfräulichkeit des Geistes“ und die Vergleichung mit Hamlet zu schreiben. Denn dann hätte er sich auf den „Hyperion“ beziehen müssen, dessen Schicksal ja über das Hamlets hinauswachsen sollte. So konnte er in bezug auf die Kritik der hexametrischen Gedichte ohne Schönfärberei sagen, daß er tief fühle, wie treffend Schiller seine wahrsten Bedürfnisse be-

urteilt hätte, und nachdem er damals schon tief im zweiten Bande des *Hyperion* steckte und bereits die ersten Oden entworfen hatte, konnte er Schillers Rathschläge um so freiwilliger folgen, weil er „wirklich schon eine Richtung nach dem Wege genommen“, den dieser ihm gewiesen.

Übrigens folgt Hölderlin Schiller auch hier in der Verwechslung der Begriffe Stoff und Form, denn die Wechselwirkung zwischen beiden, die Körner gerade im Gedichte „An den Ather“ fand, ist etwas anderes als die Scheidung von philosophischem Stoff und der Sinnenwelt nahestehendem Stoffe für die Dichtung überhaupt.

Am Schluß des Briefes drängt sich von neuem trotz bescheidener Selbstverkleinerung das schlecht verhaltene Selbstbewußtsein hervor: „Sie sagen, ich sollte Ihnen näher sein, so würden Sie mir sich ganz verständlich machen können; von Ihnen bedeutet mir ein solches Wort so viel! Aber glauben Sie, daß ich denn doch mir sagen muß, daß Ihre Nähe mir nicht erlaubt ist. Wirklich, Sie beleben mich zu sehr, wenn ich um Sie bin. Ich weiß es noch ganz gut, wie Ihre Gegenwart mich immer entzündete, daß ich den ganzen Tag zu keinem Gedanken kommen konnte. So lang ich vor Ihnen war, war mir das Herz fast zu klein, und wenn ich weg war, konnt ich es gar nicht mehr zusammenhalten. Ich bin vor Ihnen, wie eine Pflanze, die man erst in den Boden gesetzt hat. Man muß sie zudecken um Mittag. Sie mögen über mich lachen, aber ich spreche Wahrheit. Hölderlin.“ — Das Fehlen einer Höflichkeitsformel am Schlusse hat frühere Herausgeber zu der Vermutung veranlaßt, daß die überlieferte Briefhandschrift nur ein Entwurf wäre. Aber wer den Prosarhythmus dieser höchste Spannung verratenden Stelle auf sich wirken läßt, wird eine solche Formel abschwächend finden müssen; wiederum setzt Hölderlin als selbstverständlich voraus, daß der große Gegner die Blöße des Angreifers schon.

In den ersten Augusttagen war Goethe in Frankfurt eingetroffen. Er hatte dort bereits einen zweiten Schübling Schillers, Siegfried Schmidt, von dem noch zu reden sein wird, empfangen, der sich wenig günstig bei ihm einführte. Schiller schreibt darauf: „Ich möchte wissen, ob diese Schmidt, diese Richter, diese Hölderlins absolut und unter allen Umständen so subjektivisch, so überspannt,

so einseitig geblieben wären? ob es an etwas primitivem liegt, oder ob nur der Mangel einer ästhetischen Nahrung und Einwirkung von außen, und die Opposition der empirischen Welt, in der sie leben, gegen ihren idealischen Gang, diese unglückliche Wirkung hervorgebracht hat? Ich bin sehr geneigt das letztere zu glauben, und wenn gleich ein mächtiges und glückliches Naturell über alles siegt, so dünkt mir doch, daß manches brave Talent auf diese Art verloren geht.“ Schiller sah tief; er hätte im Falle Hölderlin alles tun können, wenn er die Opposition gegen die empirische Welt überbrückt hätte, aber am Eingang dieser Briefstelle steht, eingeschränkt, doch drohend das Wort: „. . . daher werde ich diese Hölderlin und Schmidt so spät als möglich aufgeben . . .“

Schiller schreibt dies am 17. August, noch bevor er Hölderlins letzten Brief empfangen hatte. Erst nachdem Hölderlin diesen Brief an Schiller abgesandt hatte, entschließt er sich, Goethe aufzusuchen. Am 23. August berichtet Goethe an Schiller: „Gestern ist auch Hölderlin bei mir gewesen, er sieht etwas gedrückt und kränklich aus, aber er ist wirklich lebenswürdig und mit Bescheidenheit, ja mit Angstlichkeit offen. Er ging auf verschiedene Materien auf eine Weise ein, die Ihre Schule verriet, manche Hauptideen hatte er sich recht gut zu eigen gemacht, so daß er manches auch wieder leicht aufnehmen konnte. Ich habe ihm besonders geraten kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen. Er schien noch einige Neigung zu den mittlern Zeiten zu haben, in der ich ihn nicht bestärken konnte.“ Wir wissen nichts Weiteres von dieser Unterredung, aber dieses „mit Angstlichkeit offen“ zeigt die gleiche Art, wie Hölderlin zu Schiller spricht.

Auch vor Goethe war manche Wallung zu unterdrücken. Denn wenn in „Mahomets Gesang“ der Genius unaufhaltsam zum Ozean strebt, wird Hyperion erst durch Trauer „zum Strom“. Goethe schien auch jetzt noch nichts von Hyperion zu wissen, aber er gibt Hölderlin das Zeugnis: „Manche Hauptideen hatte er sich recht gut zu eigen gemacht, so daß er manches auch wieder leicht aufnehmen konnte . . .“ Da dürfte der Eindruck, den Goethe auf Hölderlin gemacht hat, der Bitterkeit des „Schicksalsliedes“ verwandt sein, mit der der ins Ungewisse stürzende Mensch von Göttern spricht, und es ist, als ob Hölderlin die Verje von der Unberührbarkeit der Götter aus Goethes „Parzenlied“ mit Absicht und hoffnungslosem Blick auf Goethe nachbildet:

Ihr wandelt droben im Licht
 Auf weichem Boden, selige Genien!
 Glänzende Götterlüfte
 Rühren euch leicht,
 Wie die Finger der Künstlerin
 Heilige Saiten . . .

Goethes Mitteilung, daß Hölderlin noch „einige Neigung zu den mittlern Zeiten“ gezeigt hätte, wird durch die Geschichtsphilosophie des Aufsatzes „Communismus der Geister“ gewiß bestätigt, aber darüber hinaus hätte ein Hinweis Hölderlins auf den „Hyperion“ leicht Übereinstimmung mit Goethe gebracht, so daß auch hier Hölderlins Behemmtheit Gelegenheiten verpaßt zu haben schien, wie bei seiner ersten Begegnung mit ihm in Jena bei Schiller. Wahrscheinlich aber ist, daß trotz allem Hölderlins künstlerische Selbstkritik Goethes Rat, „kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen“, annahm, und daß die Form des odischen Epigramms diesem Rate mitzudanken ist.

Schiller äußerte sich zunächst nicht, obwohl Hölderlin ihm in seinem letzten Brief noch angeboten hatte, eine Korrespondenz in einer Verlagsangelegenheit zu vermitteln. Im Juni des nächsten Jahres 1798 schickt Hölderlin ihm wieder einige Gedichte, obschon er sich zu der Hoffnung seines Beifalls nicht berechtigt findet. Noch einmal versucht er es, Schiller aus seiner Zurückhaltung herauszuloden: Ich kann es „doch nicht über mich gewinnen, mich aus Furcht des Tadelns von dem Manne zu entfernen, dessen einzigen Geist ich so tief fühle und dessen Macht mir längst vielleicht den Mut genommen hätte, wenn es nicht eben so große Lust wäre, als es Schmerz ist Sie zu kennen.“ Von neuem bekent er, daß er zuweilen in geheimem Kampfe mit Schillers Genius stehe, um seine Freiheit gegen ihn zu retten, und daß die Furcht, von ihm durch und durch beherrscht zu werden, ihn schon oft verhindert habe, mit Heiterkeit sich ihm zu nähern.

Aber alles dies entwickelt sich nicht so, wie Hölderlin es träumte. Schiller antwortet wiederum nicht, „Hyperion“ wurde auch später nicht von ihm erwähnt, und außer dem Gedicht „Die Eichbäume“, das nachträglich noch in die Horen kam, blieben die im Vorjahr eingesandten Umarbeitungen des Gedichtes „Diotima“ und „Der Jüngling an die flugen Ratgeber“ unberücksichtigt. Die neue Sendung